

Schreiben, um zu überleben. Das Phänomen des Tagebuchschreibens in nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Motive – Funktionen – Sprache

Bereits im Frühjahr 2006 konstatierte das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* in einem Artikel¹ anlässlich der Leipziger Buchmesse, dass Tagebücher und Autobiographien im literarischen Schaffen der Bundesrepublik in den vergangenen Jahren eine erhebliche Konjunktur erfahren. Autobiographisches oder biographisches Schreiben ist populär wie selten zuvor, das Interesse der Rezipienten scheint ungebrochen, wie eine stetig wachsende Flut von Veröffentlichungen bis heute belegt. Ähnliches lässt sich für das innerhalb Deutschlands in den zurückliegenden Jahren wieder vermehrt zu beobachtende Interesse an der nationalsozialistischen Vergangenheit konstatieren. In mehr oder weniger wissenschaftlichen Auseinandersetzungen² wird dieses Thema den Zuschauern oder Lesern präsentiert, nicht selten kommen dabei Zeitzeugen zu Wort³.

Der vorliegende Aufsatz, der eine Zusammenfassung einer im Jahr 2006 vorgelegten Examensarbeit darstellt⁴, setzt sich – unter besonderer Berücksichtigung des Tagebuchs von Renata Laqueur – mit Tagebüchern aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen auseinander. Ausgehend von der Tatsache, dass selbst unter solch unmenschlichen Bedingungen, wie sie im Konzentrationslager Bergen-Belsen herrschten, geschrieben wurde, werden zwei leitende Fragestellungen miteinander verknüpft, die sich mit dem Phänomen des Tagebuchschreibens befassen. Zum einen soll nach den Motiven der Diaristen und den daraus resultierenden Funktionen des Tagebuchschreibens, zum anderen nach deren sprachlicher Umsetzung im Akt des Schreibens gefragt werden. Entgegen der sonst verbreitet anzutreffenden Praxis werden die Tagebücher hier nicht als rein deskriptive Quellen zur Illustration oder Analyse des Lageralltags und Häftlingslebens herangezogen. Auch dienen sie nicht primär der Verifizierung oder Falsifizierung anderweitig ermittelter Befunde zur Geschichte des Konzentrationslagers. Es wird vielmehr davon ausgegangen, dass Tagebücher mehr sind als nur Faktensteinbrüche und gewinnbringend als eigenständige narrative Texte bzw.

¹ Vgl. « Von hinten anschleichen », in *Der Spiegel*, Nr. 11, vom 13.3.2006, p. 154-156. Gleichwohl es sich hier um Tagebücher deutscher Schriftsteller handelt, die sich primär mit der DDR-Vergangenheit auseinandersetzen, scheint sich ein seit längerem zu beobachtender Trend zu bestätigen. Immerhin bescheinigte Wolfgang Müller-Funk dem Autobiographischen bereits 1983 einen « seit gut zehn Jahren » anhaltenden Boom: Wolfgang Müller-Funk, « Spieglein, Spieglein, an der Wand. Das Schreiben über uns selbst und seine Spielregeln », in *Neue Rundschau* 4/94 (1983), p. 10-31, hier 10 p.

² Vgl. dazu u.a. den kritischen Kommentar von Günter Giesenfeld, « ZDF-„History“-Kultur », in *Blätter für deutsche und internationale Politik* 51 (2006) 4, 418 p.

³ Zum Problem der Oral History vergleiche z.B. Dorothee Wierling, « Oral History », in Michael Maurer (Hrsg.), *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft* (Aufriss der historischen Wissenschaften, Bd. 7), Stuttgart, Reclam, 2003, p. 81-151 ; sowie Alexander von Plato, « Zeitzeugen und die historische Zunft », in *BIOS* 13 (2000), p. 5-29.

⁴ Vgl. Dominique Schröder, « Schreiben, um zu überleben ». *Das Phänomen des Tagebuchschreibens in nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Motive – Funktionen – Sprache*, unver. Examensarbeit Universität Bielefeld 2006 ; sowie Dies., « Motive – Funktionen – Sprache. Überlegungen zum methodischen Umgang mit Tagebüchern als Quellen der Konzentrationslagerforschung », in Janine Doerry, Alexandra Klei, Elisabeth Thalhoffer und Karsten Wilke (Hrsg.), *NS-Zwangslager in Westdeutschland, Frankreich und den Niederlanden. Geschichte und Erinnerung*, Paderborn u.a., Schöningh, 2008, p. 93-104.

kommunikative Akte gelesen und analysiert werden können, wie es Volker Depkat⁵ und Dagmar Günther⁶ bereits für Autobiographien vorgeschlagen haben. Der hier verfolgte Ansatz begreift das Schreiben eines Tagebuchs demnach als sprachpragmatische Handlung⁷. Dabei geht es jedoch keinesfalls darum, die Relevanz von Tagebüchern hinsichtlich ihres deskriptiven oder dokumentarischen Nutzens in Frage zu stellen oder zu schmälern. Wie wertvoll gerade Tagebücher als Quellen für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Shoah sind, haben bereits zahlreiche Arbeiten unter Beweis gestellt⁸. Mit dem hier entworfenen methodischen Vorgehen soll allerdings dafür plädiert werden, das bisher weitestgehend ungenutzte Potential von Tagebüchern in ihrer Eigenschaft als narrative Texte stärker in den Blick zu nehmen. Von besonderem Interesse scheint dies für die Beantwortung der Fragen zu sein, wie mit der Erfahrung des Konzentrationslagers sprachlich im Medium des Tagebuchs umgegangen wird, welche Rückschlüsse die angewandten Schreibstrategien darüber zulassen, wie sich die Diaristen zu ihrer Umwelt verhalten und welche Rolle der sozialen Praxis des Schreibens im situativen Kontext des Lagers zukommt.

Primär ist hier demnach nicht die inhaltliche Seite des Schreibens zu behandeln. Nicht *was* die Diaristen thematisierten, sondern *wie* sie es taten, soll analysiert werden, wobei der Sprachgebrauch als Analyseschlüssel nicht unabhängig vom situativen Kontext, dem Konzentrationslager, untersucht werden kann. Auch die Sozialisation bzw. die Biographie der Diaristen vor ihrer Deportation in die Lager muss – soweit sie rekonstruiert werden kann – Berücksichtigung finden, da es für die Analyse der Texte von Interesse ist, ob Diaristen bereits zu einem früheren Zeitpunkt Tagebuch schrieben oder nicht. Weiterhin ist anzunehmen, dass durch die Sozialisation bestimmte sprachliche Formen präfiguriert sein können oder sich möglicherweise Kontinuitäten sowie Brüche manifestieren. Durch die Untersuchung verschiedener sprachlicher Markierungen – Kommunikationssignale, Syntax, sprachliche Inklusion und Exklusion beispielsweise durch Personalpronomina, Metaphorik und Personifizierungen, Ironie und Humor, eine unter Umständen spezifische Lagersprache⁹ sowie Zitate – können Rückschlüsse auf Schreibmotivationen und -funktionen gezogen werden, die die Diaristen nicht explizit benennen und die neben die gemeinhin anerkannte und in den Texten auch prominente Funktion des Zeugnisablegens treten. Zu denken ist etwa an eine sprachliche Konzeption des Tagebuchs als mentale Gegenwelt zur realen Umgebung

⁵ Volker Depkat, « Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit », in *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, (GG) 29 (2003), p. 441-476.

⁶ Dagmar Günther, « „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft », in *Historische Zeitschrift* (HZ) 272 (2001), p. 25-61.

⁷ Wenngleich hier ein solcher Ansatz verfolgt wird, bleibt doch kritisch zu hinterfragen, ob auch Volker Depkat und Dagmar Günther ihre Arbeiten so verstehen würden. Die vorliegende Untersuchung orientiert sich an den grundsätzlichen Überlegungen Angelika Linkes. Vgl. Angelika Linke, « Sich das Leben erschreiben: Zur sprachlichen Rolleninszenierung bürgerlicher Frauen im Medium des Tagebuchs », in Meredid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hrsg.), *Autobiography by Women in German*, Oxford u.a., Lang, 2000, p. 105-129 ; und Angelika Linke, « Pragmatik », in Dies., Markus Nussbaumer, Paul R. Portmann (Hrsg.), *Studienbuch Linguistik* (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 121), 5., erw. Aufl., Tübingen, Niemeyer, 2004, p. 193-232.

⁸ Vgl. jüngst Saul Friedländer, *Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden*, 2. Bd., 1939–1945, München, C.H. Beck, 2006.

⁹ Vgl. Jörg Riecke, « An den Randzonen der Sprache. „Lagersprache“ und „Gettosprache“ zur Zeit des Nationalsozialismus », in Klaus Siewert (Hg.), *Aspekte und Ergebnisse der Sondersprachenforschung II* (Sondersprachenforschung 7), Wiesbaden, Harrassowitz, 2002, p. 23-33 ; Zenon Jagoda, Stanisław Kłodziński, Jan Masłowski, « „Bauernfuss, goldzupa, himmelautostrada.“ Zum Krematoriumsesperanto, der Sprache polnischer KZ-Häftlinge », in Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), *Die Auschwitz-Hefte. Texte der polnischen Zeitschrift « Przegląd Lekarski » über historische, psychische und medizinische Aspekte des Lebens und Sterbens in Auschwitz*, Bd. 2, Weinheim und Basel, Beltz, 1987, p. 241-260 ; Andrea Reiter, « Auf daß sie entgegen der Dunkelheit. » *Die literarische Bewältigung von KZ-Erfahrung*, Wien, Löcker, 1995, bes. p. 101-156.

des Konzentrationslagers oder auch an einen der zentralen Punkte jeglichen autobiographischen Schreibens, der Identitätsbewahrung und Selbstbehauptung des schreibenden Subjekts. Zudem zeigt sich in verschiedenen sprachlichen Signalen eine weitere Funktion oder Motivation für das Führen eines Tagebuchs: Das Schreiben selbst wird als „Widerstand“ gegen das System, Personen und Umstände begriffen, schreibend wurden Möglichkeitsräume imaginiert und fixiert, die im außertextuellen Umfeld nicht realisierbar waren.

Das Tagebuch als Quelle - Charakteristika einer Quellengattung

Wenn man sich mit Tagebüchern als Quellen beschäftigt, ist es sinnvoll, sich zunächst einmal zu vergegenwärtigen, was ein Tagebuch charakterisiert bzw. als narrativen Text qualifiziert¹⁰. Bei dem hier gewählten sprachpragmatischen Vorgehen geht es dabei primär um die Frage nach den Funktionen, die Tagebüchern zugeschrieben werden können. Zweckdienlich scheint hierfür ein Vergleich mit anderen autobiographischen Textsorten zu sein, da sich Tagebücher innerhalb der Historiographie zwar großer Beliebtheit erfreuen, sie als narrativer Text bisher aber nur wenig Aufmerksamkeit erfahren haben¹¹. Auch ist zu konstatieren, dass es innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft bislang nur zu rudimentären Reflexionen zum Charakter des Tagebuchs gekommen ist¹². Daher liegt es nahe, sich der bereits geleisteten Überlegungen benachbarter Disziplinen, beispielsweise der Literaturwissenschaft¹³, Linguistik und Soziologie¹⁴, zu bedienen. Besonders die Züricher Linguistin Angelika Linke hat Fragestellungen entwickelt, die für den Umgang mit Tagebüchern fruchtbar gemacht werden können¹⁵.

Anders als ein Autobiograph steht ein Diarist im Augenblick der Niederschrift unter dem unmittelbaren Eindruck dessen, was er gesehen, erlebt oder gedacht hat. Scheinbar banales, aber signifikantes Merkmal von Tagebüchern ist demnach die zeitliche Nähe zwischen Ereignis und Niederschrift. Autobiographen überschauen in der Regel die Fakten ihres Lebens in ihrer zeitlichen Entwicklung. Sie selektieren aus einer größeren Zeiteinheit das für sie Sinnstiftende und Relevante. Bedingt – und letztlich strukturiert – wird die Auswahl dabei durch die Sinnbedürfnisse und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwart¹⁶. Auch das Tagebuchschreiben erfolgt, durch gegenwärtige Befindlichkeiten und Bedürfnisse gesteuert, selektiv. Nicht alles was erlebt, durchlitten und gedacht wird, wird tagtäglich aufgeschrieben. Präjudiziert man, dass ein narrativer Text ein aus der Retrospektive konstituierter Sinnzusammenhang oder -entwurf ist¹⁷, scheint dies für Tagebücher auf den ersten Blick nicht

¹⁰ Vgl. zu den folgenden Überlegungen den bereits zitierten Artikel der Verfasserin. Siehe Fußnote 4.

¹¹ Vgl. Günther, *op. cit.*, p. 25-61, 45 p. « Autobiographische Quellen werden auf ihre Inhalte, das „Gemeinte“, ihre referentielle Dimension reduziert, auf eine vorgefertigte Hypothese illustrativ angewendet. »

¹² In der israelischen, französischen und angloamerikanischen Forschung vollzieht sich seit einigen Jahren ein Wandel. Vgl. z.B. Amos Goldberg, *Holocaust Diaries as « Life Stories »* (Yad Vashem International Institute for Holocaust Research. Search and Research - Lectures and Papers, Bd. 5), Jerusalem, Yad Vashem, 2004 ; Hélène Camarade, *Écritures de la résistance. Le journal intime sous le troisième Reich*, Toulouse, Presses Univ. du Mirail, 2007 ; Alexandra Garbarini, *Numbered Days. Diaries and the Holocaust*, New Haven and London, Yale University Press, 2006.

¹³ Vgl. zum Beispiel Arno Dusini, *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*, München, Fink, 2005.

¹⁴ Vgl. Volker Kapp, « Von der Autobiographie zum Tagebuch (Rousseau – Constant) », in Alois Hahn und Volker Kapp (Hrsg.), *Selbstthematization und Selbstzeugnis, Bekenntnis und Geständnis* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 643), Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1987, p. 297-310.

¹⁵ Vgl. Fußnote 7.

¹⁶ Vgl. Depkat, *op. cit.*, 445 p.

¹⁷ Vgl. Thomas Eicher, « Aspekte der Erzähltextanalyse », in ders. und Volker Wiemann, *Arbeitsbuch Literaturwissenschaft*, 3. vollst. überarb. Aufl., Paderborn, UTB für Wissenschaft, 2001, p. 83-132 ; Matias

zutreffen. Doch auch beim Tagebuch darf von einem narrativen Text gesprochen werden, denn auch hier wird durch den Schreibprozess in der Zeit als Endergebnis ein immanentes Sinn Ganzes in seiner textuellen Gestalt entworfen. Dies muss freilich erklärt werden: Während es dem Autobiographen nach Volker Depkat um eine narrative Sinnbildung¹⁸ geht, die aber nur retrospektiv funktioniert, da sie ein kohärentes Ganzes im Blick hat¹⁹, leistet das Tagebuch hingegen etwas anderes. Es bildet Sinn in der unmittelbaren zeitlichen und räumlichen Konfrontation des schreibenden Individuums mit aktuell erlebter Erfahrung, ohne jedoch das Leben in seiner Gesamtheit bereits zu überblicken. Demnach wird kein für das gesamte Leben, sondern nur ein für die momentane Situation gültiger Sinn gebildet oder entworfen, der allerdings durchaus Zukunftsbezüge aufweisen kann. Von entscheidender Bedeutung für das hier zugrunde liegende Textverständnis ist der Aspekt der Sinnbildung und die Tatsache, dass diese im Akt des Schreibens erfolgt²⁰. Das « Ich » verortet sich demnach in seiner augenblicklich erlebten Welt, auf einer zeitlich nahezu identischen Ebene von Erleben und Schreiben. Der Autobiograph hingegen erschreibt sich seine Vergangenheit oder das, was er von ihr erinnert.

Auch bezüglich des von Volker Depkat angeführten Punktes einer retrospektiven Persönlichkeitskonstitution lassen sich Überlegungen zum Tagebuchschreiben ableiten. Während ein Autobiograph mit dem « Wissen um sein Gewordensein²¹ » schreibt, dient das Tagebuch dem Diaristen dagegen mitunter erst zur Bildung seiner Persönlichkeit oder Identität, ohne dass er bereits wissen kann, wie sich diese letztlich gestalten wird. Unter diesem Aspekt ist das Tagebuch « als Schlüssel zu Selbsterhellung » zu sehen²². Es ist insofern von einer unmittelbaren Selbstreflexion des Schreibers auf sein « Ich » geprägt. Gleichermäßen dient das Tagebuch dem Diaristen als « Hilfe zur persönlichen Orientierung²³ ». In dieser Richtung kann weiterführend argumentiert werden, dass es « als Reflexionsform eine Erscheinungsweise des Dialogs [ist], den das Ich mit sich selbst führt, ein Ich, das in diesem Verfahren Autor und kritischer Leser, oft auch noch Gegenstand zugleich²⁴ » ist. Dies verweist wiederum auf Volker Depkats Überlegungen, Autobiographien als kollektive Texte zu lesen, an deren Abfassung weitere Personen beteiligt sind. Neben dem bereits thematisierten zeitlichen Aspekt macht dieses Zitat einen weiteren signifikanten Unterschied zwischen den Textsorten deutlich, denn im Vergleich zu Autobiographien werden Tagebücher zumeist nicht vorsätzlich mit dem Ziel einer späteren Veröffentlichung geschrieben. Potentielle Leser spielen keine oder nur eine marginale Rolle. Der Diarist schreibt zunächst einmal nur für sich selbst. Wie und was er berichtet wird nicht im Hinblick auf das Interesse eines Lesers strukturiert oder ausgewählt.

Allerdings hat Angelika Linke zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass ohne explizite sprachliche Markierungen seitens der Diaristen kaum zu klären ist, ob ein Schreiber nicht vielleicht doch bewusst oder unbewusst einen potentiellen Leser mitgedacht hat²⁵.

Martinez und Michael Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, 3. Aufl., München, C.H. Beck, 2002, bes. p. 108-159.

¹⁸ Vgl. Depkat, *op. cit.*; Kapp, *op. cit.*, 301 p.

¹⁹ Diese Vorstellung eines sich im Rückblick offenbarenden kohärenten Ganzen, einer Lebensgeschichte, hat Pierre Bourdieu zu seinem Diktum von der « biographischen Illusion » veranlasst. Vgl. Pierre Bourdieu, « Die biographische Illusion », in *BIOS 1* (1990), p. 75-81, 76 p.; Lutz Niethammer, « Kommentar zu Pierre Bourdieu. Die biographische Illusion », in *BIOS 1* (1990), p. 91-93.

²⁰ Vgl. Linke, *op. cit.*, 119 p.

²¹ Sarah Vanessa Losego, « Überlegungen zur „Biographie“ », in *BIOS 1* (2002), p. 24-46, 26 p.

²² Peter Boerner, *Tagebuch*, Stuttgart, Metzler, 1969. 21 p.; vgl. Ralph-Rainer Wuthenow, *Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990, 9 p.

²³ Boerner, *op. cit.*, 63 p.

²⁴ Wuthenow, *op. cit.*, 12 p.; und Kapp, *op. cit.*, 303 p.

²⁵ Vgl. Linke, *op. cit.*, in Meredid Pw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hrsg.), *op. cit.*, 105 p.

Tagebücher, wie sie hier zu verstehen sind, können erst dann zu kollektiven Texten werden, wenn sie in irgendeiner Form rezipiert werden und nicht bereits in ihrer Entstehung oder durch ihre texturale Struktur. Eine relativierende Bemerkung muss diesbezüglich allerdings gemacht werden. Denkt man zum Beispiel an die Texte des Ringelblum-Archivs aus dem Warschauer Ghetto, muss die Frage nach der Kollektivität von Tagebuchtexten differenzierter gestellt werden. Diese sind jedoch auch unter der strengen Prämisse des Dokumentierens verfasst worden und durch ihren Entstehungskontext, dem Ghetto, noch einmal deutlich von den hier verhandelten Tagebüchern aus Konzentrationslagern zu unterscheiden.

Unmittelbar mit diesem Punkt hängt der vierte grundlegende Gedanke zusammen. Volker Depkat begreift Autobiographien als « Akte sozialer Kommunikation²⁶ », da sie seines Erachtens nach Bezug auf andere Texte nehmen und für eine soziale Gruppe ein Erklärungsangebot bieten. Der erste Aspekt setzt voraus, dass der Diarist in eine intertextuelle Kommunikation mit anderen schriftlichen Zeugnissen tritt und darüber hinaus in seinem Tagebuch über diese reflektiert²⁷. Andernfalls bleibt die Kommunikation innerhalb eines Tagebuchs solange ein eindimensionaler Akt, bis es rezipiert wird. Versteht man soziale Kommunikation jedoch als eindimensionale Reaktion des Verfassers auf seine Umwelt, über die er im Tagebuch schreibend reflektiert, oder aber als subjektiv bestimmte Auswahl des Erwähnenswerten seitens des Diaristen, liegt auch im Tagebuch ein Akt der sozialen Kommunikation vor. Dies ist erst recht der Fall, wenn sich der Diarist im Tagebuch ein (imaginäres) Gegenüber schafft, das nicht mit seiner Person identisch ist. Diese Feststellung muss auch bezüglich eines vermeintlichen Erklärungsangebots für andere soziale Gruppen gelten. Solange niemand außer dem Diaristen selber sein Tagebuch liest, erklärt er nur sich selbst sein « Ich » in seiner Umwelt. Erst der durch eine spätere Veröffentlichung geschaffene Rahmen böte die Möglichkeit, einer größeren sozialen Gruppe ein Erklärungsangebot bereitzustellen²⁸. Ob der Diarist dies jedoch intendiert hat, bleibt zumindest fraglich. Festgehalten werden muss an dieser Stelle, dass das « Ich » im Schreibakt über das Medium Tagebuch zunächst einmal mit sich selbst in einen kommunikativen Austausch tritt.

Tagebuchschreiben ist also als ein primär selbstreferentieller, situativ gebundener Akt zu verstehen, der durch einen unmittelbaren Bezug zur Schreibgegenwart gekennzeichnet ist. Die hier aufgeführten Charakteristika sollten generell beim Umgang mit Tagebüchern reflektiert werden, da sie von entscheidender Bedeutung für den Schreibprozess sowie die Motive und Funktionen des Schreibens sind. Im Kontext der Konzentrationslagerforschung wiederum ist die materielle Beschaffenheit eines Tagebuchs besonders zu berücksichtigen, da gerade im Konzentrationslager der äußere Einfluss auf den Schreibprozess, zu dem auch Schreib- und Schreibstoffe zu zählen sind, erheblich war. Darüber hinaus darf – sofern vorhanden – bei publiziert vorliegenden Texten die Editions-geschichte nicht aus dem Blick geraten, werden in deren Verlauf doch unter Umständen Bearbeitungen wie Kürzungen und Transkriptionen vorgenommen, die ihrerseits Texte verändern, besonders im Hinblick auf die hier als sprachliche Markierung verstandene Syntax. Es liegt auf der Hand, dass in Konzentrationslagern geschriebene Tagebücher sich primär an den vorhandenen

²⁶ Depkat, *op. cit.*, 442 p. und 454 p.

²⁷ Einer der Diaristen aus Bergen-Belsen, Loden Vogel, praktizierte dies tatsächlich, wenn auch indirekt, vgl. Loden Vogel, *Tagebuch aus einem Lager* (Bergen-Belsen-Schriften, Bd. 4), Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2002, 68 p. Eintrag vom 17. August 1944. Vgl. zu dieser Problematik auch Hans Rudolf Picard, « Das Tagebuch als Gattung zwischen Intimität und Öffentlichkeit », in *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 223 (1986), p. 17-25.

²⁸ Renata Laqueur erwähnt in ihrem Tagebuch, dass die Diaristen in Bergen-Belsen häufig anderen Gefangenen aus ihren Tagebüchern vorlasen. Dieses Verhalten muss als « Akt der sozialen Kommunikation » begriffen werden und kann ferner auch ein Erklärungsangebot seitens der Diaristen beinhalten. Vgl. Renata Laqueur, *Bergen-Belsen Tagebuch. 1944/45, 2., erg. Aufl.*, Hannover, Fackelträger-Verlag, 1989, 31 p.

Beschreibstoffen orientieren und nicht an den Bedürfnissen potentieller späterer Rezipienten, die, darauf wurde bereits hingewiesen, häufig beim Verfassen eine weniger bedeutende Rolle spielten, als verbreitet angenommen. Ähnlich sorgfältig müssen Übersetzungen reflektiert und in die Analyse einbezogen werden, insbesondere wenn man Texte als sprachpragmatische Äußerungen begreift.

Methodische Überlegungen – Tagebücher als sprachpragmatische Texte

Neben der durch den Vergleich erfolgten Qualifizierung der Tagebücher als narrative Texte sollte deutlich geworden sein, dass Tagebuchschreiben intentional bedingt ist, unabhängig davon, ob dies dem Diaristen bewusst ist oder nicht. Dementsprechend werden längst nicht alle Motive explizit benannt. Ein leitendes Erkenntnisinteresse des hier vorgeschlagenen Umgangs mit Tagebüchern ist daher die Frage, wie die Motivationen für das Schreiben aus den Texten herauszulesen sind, da dies letztlich Rückschlüsse auf Strategien zulässt, wie mit der Erfahrung des Konzentrationslagers sprachlich im Medium des Tagebuchs umgegangen wird. Zu diesem Zweck gilt es, die sprachliche Gestalt von Tagebüchern zum einen als Träger von Informationen, zum anderen aber auch als zu « deutende Quelle „in its own right“²⁹ » zu betrachten.

Die Tatsache, dass eine erlebte Realität als Text niedergeschrieben wird, verändert diese bereits im Akt des Schreibens und bringt mitunter eine neue, veränderte Realität hervor, die ihren Ausdruck in der Sprache findet. Sprache ist Indikator für Interpretationen, Bewertungen, Verortungen und lässt somit (un-) mittelbar Rückschlüsse auf die Motivationen der Diaristen zu, die über den reinen Inhalt der Texte nicht erschlossen werden können. Je nachdem welche Motivationen ein Diarist hat, wählt er seine Worte und Themen aus und verleiht seinem Text eine Struktur – unabhängig davon, ob er sie dezidiert benennt oder nicht. Diese Annahme setzt voraus, dass das Schreiben als Handlung verstanden wird, worauf auch die bereits mehrfach gebrauchte Wendung vom « Akt des Tagebuchschreibens » verweist³⁰. Dieses Verständnis wiederum erlaubt methodische Anleihen aus dem Bereich der Sprachpragmatik, die sich allerdings weniger auf konkrete Fachtermini beziehen, sondern auf sprachpragmatisch zu nennende Fragestellungen. Nach Angelika Linke wären folgende Fragen denkbar: « Welche Eigenschaften der Situation sind dafür bestimmend, dass gewisse sprachliche Ausdrücke gewählt werden, andere nicht? Was bedeuten die sprachlichen Ausdrücke – nicht als linguistische Strukturen, sondern als Äußerungen in diesem Typ von Situation³¹? » Der erste Teil dieser Frage thematisiert das Konzentrationslager als situatives Umfeld. Er konstatiert einen Zusammenhang von Kontext und Äußerung, wie er auch dem hier präsentierten Vorgehen zu Grunde liegt. Konkret kann demnach gefragt werden, wie sich Elemente des Lageralltags als ständig präsente Faktoren auf die Sprachwahl auswirkten. Der zweite Teil der Frage zielt hingegen auf die Bedeutung dieses Wortgebrauchs ab. Was beabsichtigten oder erreichten die Diaristen – bewusst oder unbewusst –, wenn sie so und nicht anders schrieben? Welche Aussagen lassen sich daraus zu ihrem Umgang mit der Lagererfahrung ableiten? Bevor diesen methodischen Überlegungen anhand eines längeren Eintrags aus dem Tagebuch Renata Laqueurs Anschaulichkeit verliehen werden soll, müssen einige einführende Bemerkungen zum Lager Bergen-Belsen als Schreibkontext und zur Sozialisation Renata Laqueurs vorangestellt werden.

²⁹ Linke, *op. cit.*, in Meredid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw (Hrsg.), *op. cit.*, 106 p.

³⁰ Vgl. Jürgen Lehmann, *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie* (Studien zur deutschen Literatur, Bd. 98), Tübingen, Niemeyer, 1988.

³¹ Angelika Linke, *op. cit.*, in dies., Markus Nussbaumer u. Paul R. Portmann (Hg.), *op. cit.*, p. 193-232, hier 201 p.

Das Lager Bergen-Belsen und die Diaristin Renata Laqueur

Am 15. April 1945 wurde das « Aufenthaltslager » Bergen-Belsen von der Zweiten Britischen Armee befreit. Die Bilder, die sich den Soldaten boten, gingen innerhalb kürzester Zeit um die Welt, so dass Bergen-Belsen zum Symbol des nationalsozialistischen Konzentrationslagerterrors schlechthin wurde³², obwohl Auschwitz als funktional für die « Endlösung » vorgesehene und zudem größtes Konzentrationslager bereits am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit worden war³³. Im Gegensatz zu Bergen-Belsen bestand dort seitens der Befreier zunächst jedoch kein Interesse an einer medialen Verbreitung. Gerade deshalb ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass das Lager Bergen-Belsen innerhalb des nationalsozialistischen Konzentrationslagersystems eine Sonderstellung einnahm und keinesfalls von Beginn an der Prototyp war, zu dem es stilisiert wurde.

Bereits 1933 errichtete die SS die ersten Konzentrationslager im deutschen Reichsgebiet, namentlich Dachau am 22. März³⁴, nach dessen Muster das Konzentrationslagersystem sukzessive etabliert wurde. Erst relativ spät, am 10. Mai 1943, wurde Bergen-Belsen auf Initiative des Auswärtigen Amtes und des Reichsführers SS Heinrich Himmler³⁵ eingerichtet, der dem Lager die Rolle eines « Aufenthaltslagers », so die offizielle Bezeichnung, oder « Sammellagers » für « Austauschhäftlinge » zugedacht hatte und es somit im weiteren Sinne in das Wirtschaftsgefüge der SS integrieren wollte, wenngleich die hier Inhaftierten nicht für Arbeitseinsätze außerhalb des Lagers zur Verfügung standen. Nach Bergen-Belsen deportierte man zunächst nur Personen, die für die SS einen finanziellen oder politischen Tauschwert besaßen, also zum Beispiel über ausländische Pässe verfügten³⁶. Zu diesem Zweck richtete die SS auf dem Gelände eines ehemaligen Kriegsgefangenenlagers³⁷ zunächst zwei Teillager ein: das « Sonderlager » für polnische Juden, die über die entsprechenden Ausweisdokumente verfügten³⁸, und das « Sternlager » für zunächst meist niederländische Juden, das hier

³² Vgl. Eberhard Kolb, *Bergen-Belsen. Vom « Aufenthaltslager » zum Konzentrationslager 1943-1945*, 5., überarb. und erw. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1996, 7 p. Relativierend dazu: Karin Orth, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte*, Zürich, Pendo Verlag, 2002, 69 p. « Es wurde vielmehr zum infernal Endpunkt des zusammenbrechenden KZ-Systems und steht in diesem Sinne als Symbol für die in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern verübten Greuel. » Zur medialen Verbreitung vgl. Hannah Caven, « Horror in Our Time: images of the concentration camp in the British media, 1945 », in *Historical Journal of Film, Radio and Television* 21 (2001), p. 207-253.

³³ Vgl. z.B. Alfred Steim, « Auschwitz », in *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*, hrsg. von Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß, 4. Aufl., München, dtv, 2001, p. 381ff. ; und Sybille Steinbacher « Auschwitz », in Wolfgang Benz (Hrsg.), *Lexikon des Holocaust*, München, C.H. Beck, 2002, p. 19ff.

³⁴ Vgl. z.B. Barbara Distel, « Dachau (KZ) », in Wolfgang Benz (Hrsg.), *op. cit.*, p. 45f. und Wolfgang Benz, « Konzentrationslager », in ders. (Hrsg.), *op. cit.*, p. 126ff. ; zu den ersten Konzentrationslagern vgl. auch Wolfgang Benz und Barbara Distel (Hrsg.), *Terror ohne System. Die ersten Konzentrationslager im Nationalsozialismus 1933-1935* (Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945, Bd. 1), Berlin, Metropol, 2001.

³⁵ Vgl. Eberhard Kolb, *op. cit.*, p. 21f.

³⁶ Vgl. zur Bestimmung der in Frage kommenden Personen die Dokumente 1./1. – 1./4., in *Konzentrationslager Bergen-Belsen. Berichte und Dokumente* (Bergen-Belsen Schriften, Bd. 1), ausgewählt und kommentiert von Rolf Keller u.a., 2. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2002, p. 29-37 und Alexandra-Eileen Wenck, *Zwischen Menschenhandel und « Endlösung »*. Das Konzentrationslager Bergen-Belsen (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Paderborn, München, Wien, Zürich, Schöningh, 2000, 12 p. « Juden, die aus ganz Europa stammten, wurden wegen ihrer ausländischen Staatsbürgerschaft für einen potentiellen Austausch gegen internierte Reichsdeutsche oder zu anderem „wirtschaftlichen“ Nutzen hierher gebracht. Das KL Bergen-Belsen sollte einem Geschäft dienen: dem „Tausch“ von Juden gegen Waren oder gegen im Ausland internierte Deutsche. »

³⁷ Vgl. zur Entstehung und Vorgeschichte des Lagers Alexandra-Eileen Wenck, *op. cit.*, p. 94-137. Zu der vormaligen Funktion als sowjetisches Kriegsgefangenenlager auch besonders Eberhard Kolb, *op. cit.*, p. 24f.

³⁸ Alexandra-Eileen Wenck, *op. cit.*, 14 p.

besondere Beachtung finden muss, da Renata Laqueur dort interniert wurde³⁹. Ab Juli 1944 folgten weitere Komplexe, die aufgrund der ansteigenden Zahl potentieller « Austauschhäftlinge » aus den besetzten Ostgebieten notwendig geworden waren⁴⁰. Mit der aus deutscher Sicht einsetzenden Verschlechterung der Kriegslage übernahm das Lager zunehmend die Funktion eines « Durchgangs- und Sterbelagers⁴¹ », in dem die Evakuierungstransporte aus frontnahen Konzentrationslagern in immer größerer Zahl eintrafen. Dies führte dazu, dass sich die ohnehin schlechten Lebensbedingungen rapide in die katastrophalen Zustände verwandelten, denen die britischen Soldaten im April 1945 gegenüberstanden. Aus dem « Aufenthaltslager » Bergen-Belsen war ein Konzentrationslager geworden⁴².

Verortet man die Ankunft Renata Laqueurs in der Chronologie des Lagers, wird ersichtlich, dass sie, die im März 1944 zusammen mit ihrem Ehemann Paul über das « Durchgangslager » Westerbork aus den Niederlanden dorthin deportiert wurde, Bergen-Belsen zu einem Zeitpunkt erreichte, als sich das einstige « Aufenthaltslager » bereits im fließenden Übergang zum Konzentrationslager befand. Geboren 1919 im niederschlesischen Brieg siedelte sie in ihrer Kindheit mit ihrer Familie nach Amsterdam über, wo ihr Vater als Pharmakologieprofessor tätig war und sie in einem assimilierten Umfeld aufwuchs⁴³. Über ihren Vater war die Familie zunächst durch eine « Sperre » geschützt, jedoch hatte Renata gegen den Willen ihrer Familie den Plan, zusammen mit ihrem Mann Paul unterzutauchen. Die Entdeckung falscher Papiere führte dazu, dass sie im Herbst 1943 zum zweiten Mal verhaftet wurde. Bereits vor ihrer Deportation nach Bergen-Belsen schrieb Renata Laqueur Artikel für Zeitungen und Zeitschriften ; ob sie ein Tagebuch führte ist nicht bekannt. Nach ihrer Befreiung aus einem Evakuierungstransport in der Nähe von Tröbitz kehrte sie zunächst in die Niederlande zurück, bevor sie in den 1950er Jahre nach Amerika emigrierte. Noch heute lebt sie in New York⁴⁴. Als potentieller « Austauschhäftling » durfte sie persönlichen Besitz in das Lager mitnehmen, was als grundlegend für das Tagebuchschreiben verstanden werden muss, da sich in ihrem Gepäck auch Schreibmaterialien befanden⁴⁵ – Gegenstände, die Häftlingen anderer Konzentrationslager zumeist nicht oder nur sehr bedingt zugänglich waren und auch in Bergen-Belsen längst nicht jedem zur Verfügung standen.

³⁹ Aus den Tagebüchern geht klar hervor, dass neben den niederländischen Juden auch andere Nationalitäten dort untergebracht waren. So ist wiederholt von Griechen, Albanern, Franzosen, Polen, Italienern und Engländern die Rede. Nicht ganz klar ist jedoch, ob es sich in allen Fällen um die originäre Nationalität der Juden handelte oder ob sie lediglich über Ausweispapiere für diese Länder verfügten.

⁴⁰ Zu den einzelnen Lagerabschnitten vgl. Alexandra-Eileen Wenck, *op. cit.*, p. 138-337 ; und Eberhard Kolb, *op. cit.*, p. 32-34.

⁴¹ Vgl. Karin Orth, *op. cit.*, 266 p.

⁴² Alexandra-Eileen Wenck, *op. cit.*, 11 p. « Für die dortigen Gefangenen wurde aus einer Art „schlecht geführtem Internierungslager“ eine letzte Station in der „Endlösung“ genannten Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten. »

⁴³ Ein tabellarischer Lebenslauf, den Renata Laqueur selbst verfasst hat, kann im Archiv des United States Holocaust Memorial Museum eingesehen werden. Vgl. United States Holocaust Memorial Museum, Renata Laqueur Collection, Call Number: Acc.1995.A.1169.

⁴⁴ Bemerkenswert ist, dass Renata Laqueur als eine der Ersten überhaupt das Tagebuchschreiben im Konzentrationslager unter wissenschaftlichen Aspekten thematisiert hat. Ihre literaturwissenschaftlich-vergleichende Dissertation ist diesbezüglich als wegweisend einzustufen. Vgl. Renata Laqueur, *Schreiben im KZ. Tagebücher 1940 bis 1945*, Bremen, Niedersächsische Landeszentrale für Politische Bildung, 1991 ; Renata Laqueur-Weiss, *Writing in Defiance. Concentration Camp Diaries in Dutch, French and German. 1940-1945*, unpubl. Diss. Phil. New York University, 1971.

⁴⁵ Vgl. zum Beispiel Mirjam Bolle, « Ich weiß, dieser Brief wird Dich nie erreichen. » *Tagebuchbriefe aus Amsterdam, Westerbork und Bergen-Belsen*, Berlin, Eichborn, 2006, 259 p. Eintrag vom 10. März 1945, « Ich hatte aus Westerbork ein paar Skizzenblöcke mitgenommen und habe Bilder gemalt und die Namen der jeweiligen Kinder darauf geschrieben. »

Im so genannten « Sternlager » lebten 1944 circa 4.100 Menschen, zum Teil ganze Familien, die zwar nach Geschlechtern getrennt untergebracht waren, tagsüber aber zusammenkommen durften. Für die Insassen dieses Lagers, also auch für Renata Laqueur, bestand Arbeitszwang, wobei die Arbeit durch Schikanen und Zwangsmaßnahmen seitens des SS-Personals erheblich erschwert wurde. Das Tagebuchs Schreiben konnte also nur in der « Freizeit » erfolgen, so dass die dafür benötigte Zeit vom ohnehin knapp bemessenen Schlaf abging. Hinzu kam die bereits 1944 unzureichende Ernährung der Häftlinge, die das Schreiben zusätzlich erschwerte und es zu einem enormen Willensakt werden ließ. Nicht vergessen werden darf, dass das Führen eines Tagebuchs, und damit letztlich eine Dokumentation der Lagerverhältnisse, im repressiven System der Konzentrationslager immer ein sehr gefährlicher Akt war, der bei Entdeckung seitens der SS zu nicht berechenbaren Strafen führen konnte⁴⁶. Tagebuchs Schreiben war neben aller möglichen seelischen Entlastung zugleich immer eine psychische und physische Belastung für den Schreiber. Weiterhin ist nicht zu unterschätzen, dass sich die Tagebuchsreiber in einer Zwangsgemeinschaft mit anderen Häftlingen befanden. Helmut Peitsch weist für Autobiographien zu recht darauf hin, dass die jeweilige Stellung des Schreibers zu dieser Zwangsgemeinschaft auch die Auswahl des zu Berichtenden mitbestimmte⁴⁷, ein in Bezug auf das Tagebuch als Akt der sozialen Kommunikation übertragbares Ergebnis. Für das « Sternlager » muss an dieser Stelle relativierend darauf hingewiesen werden, dass sich die Zwangsgemeinschaft hier zumeist aus Häftlingen mit identischer Muttersprache und einem ähnlichen sozialen Hintergrund zusammensetzte, was sich auf kulturelle Tätigkeiten⁴⁸, zu denen das Tagebuchs Schreiben gezählt werden kann, begünstigend auswirken konnte⁴⁹.

Erschöpfung, Hunger, Krankheiten und Tod gehörten für die Häftlinge insgesamt zum Lageralltag⁵⁰ und bestimmten diesen maßgeblich, was auch durch Renata Laqueurs Tagebuch eindrucksvoll belegt wird, da sie diese Themen immer wieder aufgreift und reflektiert. Entsprechend der nationalsozialistischen Zielsetzung führten sie in ihrer Gesamtheit sukzessive zu einem Verlust der Identität des Individuums⁵¹. Nach Bruno Bettelheim befanden sich die Häftlinge in einer « Extremsituation⁵² », in einer « verkehrten Welt⁵³ », in

⁴⁶ Vgl. zum situativen Umfeld Renata Laqueur, *op. cit.*, 31 p.

⁴⁷ Vgl. Helmut Peitsch, « *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit* ». *Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 – 1949* (Sigma Medienwissenschaft, Bd. 5), Berlin, Edition Sigma, 1990, 139 p.

⁴⁸ Vgl. zu kulturellen Tätigkeiten im Lager Bergen-Belsen Thomas Rahe, « Kulturelle Aktivitäten jüdischer Häftlinge im Konzentrationslager Bergen-Belsen », in *Menora* 4 (1993), p. 111-138.

⁴⁹ Vgl. Thomas Rahe, « Einleitung », in Loden Vogel, *op. cit.*, p. 7-12, 9 p. Aber auch andere Meinungen wurden geäußert, vgl. insbesondere Hanna Lévy-Hass und Mirjam Bolle, die innerhalb ihrer Tagebücher häufiger ihren Unmut über die Menschen äußern, mit denen sie gezwungenermaßen zusammen sein mussten. Für das gesamte « Sternlager » muss eher von einer heterogenen Gruppe gesprochen werden, lediglich die einzelnen Baracken erscheinen in ihrer nationalen Zusammensetzung relativ homogen. Dieser Eindruck ergibt sich zumindest durch die Lektüre der aus Bergen-Belsen bekannten Tagebücher. Vgl. Hanna Lévy-Hass, *Vielleicht war das alles erst der Anfang. Tagebuch aus dem KZ Bergen-Belsen 1944 - 1945*, Berlin, Rotbuch Verlag, 1979 ; Mirjam Bolle, *op. cit.*

⁵⁰ Hier muss angemerkt werden, dass es in Bergen-Belsen im Gegensatz zu anderen Konzentrationslagern keine « Mordaktionen » gegeben hat. Vgl. dazu Karin Orth, *op. cit.*, p. 268f., « Die Lager-SS ermordete die nach Bergen-Belsen überstellten KZ-Häftlinge nicht unmittelbar und direkt, sondern ließ sie durch Unterlassung sterben. »

⁵¹ Vgl. Bruno Bettelheim, *Erziehung zum Überleben. Zur Psychologie der Extremsituation*, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1980, 59 p. « Die Gefangenen sollten als Individuum gebrochen werden, das heißt, man wollte eine gefügte Masse aus ihnen machen, aus der kein individueller oder Gruppenwiderstand mehr hervorgehen konnte. » Der Begriff « Extremsituation » wird in seiner Problematik von Giorgio Agamben diskutiert. Giorgio Agamben, *Was von Auschwitz übrig bleibt. Das Archiv und der Zeuge*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 2003, besonders p. 48ff.

⁵² Bruno Bettelheim, *op. cit.*, 20 p.

der die alten Anpassungsmechanismen und Wertvorstellungen nicht mehr griffen und neue Einstellungen und Verhaltensweisen entwickelt bzw. alte modifiziert werden mussten, um das « Individuum vor der Desintegration seiner Persönlichkeit zu bewahren⁵⁴ ». Der Verlust von Autonomie und Persönlichkeit führte demnach zu einem erhöhten Bedürfnis nach Selbstreflektion⁵⁵, für die die Lebenswelt des Konzentrationslagers jedoch keinen Platz bot. Somit waren die Häftlinge gezwungen, andere Strategien zu entwickeln, die ihnen das Überleben ermöglichen sollten. Ob auch das Tagebuchschreiben hierzu gezählt werden darf, soll nun an einem Beispiel erörtert werden. Gleichzeitig dient dies dazu, den Eingangs angestellten methodischen Überlegungen Anschaulichkeit zu verleihen.

Sprachgebrauch und sprachliche Realisierung der Schreibmotivationen – Ein Beispiel aus dem Tagebuch Renata Laqueurs

Für das Datum des 29. Mai 1944 findet sich folgender Eintrag in Renata Laqueurs Tagebuch. Berücksichtigt werden muss, dass sie sich zu diesem Zeitpunkt seit über zwei Monaten in Bergen-Belsen befand und demnach bereits mit etlichen Facetten des Lagerlebens in Berührung gekommen sein musste – ein Umstand der ihr Schreiben zweifelsohne beeinflusst hat.

Montag, 29. Mai 1944 (2. Pfingsttag). Es ist immer noch fürchterlich warm. Der Staub schmerzt in den Augen, der Sand ist glühend heiß, und die Baracken gleichen Brutkästen. Ich hab' Geschwüre an den Füßen, geschwollene Knöchel, Kopfschmerzen, Durchfall und einen verdorbenen Magen. Und ziemlich erhöhte Temperatur. Sonst fühle ich mich gesund und munter. Wir haben jetzt herrliches Wetter, und der Sonnenaufgang ist hinreißend schön. Aber das stundenlange Sitzen in der stickigen Baracke! Heute um 11 Uhr Fliegeralarm, der bis 14.45 Uhr dauerte. Wir saßen, aßen und warteten. Dann, entgegen aller Erwartungen, um halb vier: „Antreten!“ Fritz sagte, als wir murrten: „*Ich habe 36 Stunden Dienst, muss immerfort stehen, während ihr auf dem A... sitzt ; so müde wie ich könnt ihr bestimmt nicht sein.*“ Er kann sich nicht vorstellen, wie müde ich bin. Müde vom Lärm, von der Hitze, vom Durchfall, vom Hunger und vom Gefangensein. Müde von diesem ganzen Wahnsinn. Stundenlang kann ich mich aufregen, wenn ich sehe, was alles möglich ist: Eine Frau (sie arbeitet eigentlich nur aushilfsweise in unserem Kommando, weil sie über 60 ist) wurde müde und nickte bei ihrer Arbeit einen Augenblick ein – dafür wurde zur Strafe die ganze Gruppe „an den Zaun gestellt“. Das spielte sich folgendermaßen ab: Als wir nach neunstündigem Arbeitseinsatz wegen des Fliegeralarms heute Mittag endlich ins Lager zurückkamen, mussten sich diese Frauen an den Zaun stellen, in der glühenden Sonne, und mussten – ohne Essen – dort stehenbleiben, bis wir wieder antraten. Dann wieder weiterarbeiten bis halb sieben.

⁵³ Das Topos der « verkehrten Welt » findet sich in zahlreichen Ego-Dokumenten zum Holocaust, z.B. in den Autobiographien von Primo Levi, *Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht*, München, dtv, 1992 ; Ruth Klüger, *Weiter leben. Eine Jugend*, Göttingen, dtv, 1992. Vgl. dazu auch Günter Butzer, « Topographie und Topik. Zur Beziehung von Narration und Argumentation in der autobiographischen Holocaust-Literatur », in Manuela Günter, *Überleben schreiben. Zur Autobiographik der Shoah*, Würzburg, Königshausen & Neumann, 2002, p. 51-75 ; vgl. auch Renata Laqueur, *op. cit.*, p. 73ff. ; sowie Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*, 4. Aufl., Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 2002.

⁵⁴ Vgl. Bruno Bettelheim, *op. cit.*, 21 p.

⁵⁵ Vgl. dazu modifiziert auch Ralph-Rainer Wuthenow, *op. cit.*, 220 p.

Kollektivstrafen „alle für einen“ – ein herrliches System unserer germanischen Untermenschen! Die Männer mussten sich vornübergebeugt in die Sonne stellen. Vorzugslager... Und trotzdem!

Gestern war der Lagerkommandant bei den „Palästinensern“, die jetzt tatsächlich abreisen und – wenn man seinen Worten Glauben schenken darf – in Zweiter-Klasse-Waggons über Wien und Istanbul direkt nach Palästina fahren.

Vierzig willkürlich ausgesonderte Leute aus dem Kreis dieser Auserwählten (die ja alle einst ebenso willkürlich aus der Gesamtheit ausgesucht worden waren) kamen gestern ganz überraschend wieder in unser Arbeitslager zurück. Berlin hat eine bestimmte Zahl für diesen Austauschtransport vorgeschrieben, und so waren es plötzlich vierzig zuviel. Nun, so mussten eben vierzig wieder zurück. Seit heute erhält die Palästinabaracke auch besseres Essen als wir. Idiotie auf dem Höhepunkt! Dieselben Juden, von denselben Sperrlisten – und dann auf der einen Seite des Stacheldrahts konzentrationslagermäßiger Zwang, auf der anderen bevorzugte Verpflegung und Reisepläne per Orientexpress. Werden diese Pläne in dieser Woche tatsächlich in Erfüllung gehen?

Nach kurzer Unterbrechung schreibe ich auf der Latrine weiter. Die Toilette in der Baracke ist ununterbrochen durch die Durchfallkranken belegt. Wenigstens auf diesem Ort die Möglichkeit, allein zu sein⁵⁶!

Durch dieses Textbeispiel erhält der Rezipient nicht nur einen Eindruck dessen, was es aus der Perspektive der Diaristin Renata Laqueur bedeutet haben muss, Häftling im <Aufenthaltslager> Bergen-Belsen zu sein. Zudem finden sich in diesem Zitat mehrere der im methodischen Abschnitt dieses Aufsatzes erwähnten sprachlichen Markierungen wie die Syntax, Zitate oder Beispiele für eine in den Lagern entwickelte spezifische Sprache, wie sie sich in dem Ausdruck « an den Zaun gestellt » zeigt. Ihnen soll im Folgenden besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Auch der Gebrauch von Metaphern ist signifikant. Allerdings ist nicht nur deren alleinige Verwendung von Interesse, sondern ihre Verknüpfung mit einer bitteren Ironie, die sich durch das gesamte Tagebuch von Renata Laqueur zieht und sich unter anderem unter Berücksichtigung ihrer Sozialisation erklären lässt: Inhaftiert als Jüdin, die in einer assimilierten Familie aufgewachsen ist, in der Religion keine oder nur eine sehr marginale Rolle gespielt hat, musste ihr ihr Schicksal in doppelter Hinsicht unbegreiflich erscheinen. Denn erst durch die nationalsozialistische Verfolgungspolitik wird ihre jüdische Herkunft in bedrängender Weise an sie herangetragen und wandelt sich zum relevanten Faktor.

Gleich im ersten Satz des Eintrags begegnet man einer für das Tagebuch Renata Laqueurs charakteristischen Verwendungsweise von Metaphern: ein aus dem Alltag entlehnter Begriff – « Brutkasten » – wird von ihr im Kontext des Lagers mit einer völlig neuen Bedeutung aufgeladen. In ihrem Text gleichen die Baracken « Brutkästen », worunter man unter alltäglichen, normalen Umständen einen medizinischen Apparat verstehen würde, dessen Aufgabe es ist, Leben zu schützen und zu bewahren, wenn es extrem verletzlich und verwundbar ist. In einem Lager wie Bergen-Belsen verkörpert der Vergleich der Baracken mit « Brutkästen », in denen die Häftlinge einen wesentlichen Teil ihrer Zeit verbringen mussten, das absolute Gegenteil. Die Hitze wird von Renata Laqueur als unerträglich qualifiziert, als bedrohlich, qualvoll und letztlich in ihrer Konsequenz als lebensunwürdig beschrieben, wozu ihr der vom Verständnis her ursprünglich positiv konnotierte Begriff dient. Hierin spiegelt sich die als verkehrt empfundene Ordnung des Lagers wieder. Die Häftlinge befanden sich in einer « verkehrten Welt », was sie sprachlich fixierten. Denn dadurch, dass Renata Laqueur den

⁵⁶ Renata Laqueur, *op. cit.*, p. 59-60. Das Original befindet sich im Archiv der Gedenkstätte Bergen-Belsen und kann dort eingesehen werden.

Terminus « Brutkasten » auf diese Weise benutzt, gelingt es ihr nicht nur, die Lebensumstände in Bergen-Belsen sehr plastisch zu beschreiben. Gleichzeitig versieht sie sie mit einer durch und durch negativen Wertung. Diesbezüglich kann als Schreibmotivation unter anderem angenommen werden, dass sie die Erfahrung des Konzentrationslagers mit Hilfe eines Vorkriegsterminus beschreibbar machen wollte, möglicherweise für spätere, mitgedachte Leser – was von Renata Laqueur allerdings nicht expliziert wird –, oder für Personen, die ihre Erfahrungen nicht geteilt haben, aber auch für sich selbst. Indem sie dies tut, legt sie auf eine spezifische Art und Weise Zeugnis ab, erklärt und bewertet die Situation aber auch für sich als Schreiberin, was der Sinnstiftung dient und damit zu ihrer mentalen Selbsterhaltung beiträgt.

Außerdem kann der Gebrauch von Metaphern kombiniert mit Ironie, die in Sätzen wie « Sonst fühle ich mich gesund und munter » zum Ausdruck kommt, als ein Versuch der Diaristin verstanden werden, sich selbst aus der sie umgebenden, negativ empfundenen Realität herauszuschreiben, sich selbst schreibend von den Umständen zu distanzieren. Demnach ist der Gebrauch von Ironie als ein möglicher Weg zu interpretieren, durch Sprache mit der Erfahrung des Lagers umzugehen und das Subjekt schreibend zu dieser zu positionieren. Weiterhin darf die Verwendung von Metaphern, die auch bei anderen Schreibern aus Bergen-Belsen signifikant hoch ist, dahingehend gelesen werden, dass die Diaristen bemüht waren, ihre Erfahrungen zum Ausdruck zu bringen und nicht geneigt waren, angesichts des jeglichen Vergleichs entbehrenden Erlebens zu verstummen. Diesbezüglich ist weiterführend zu argumentieren, dass jemand, der über seine Erlebnisse schreibt, ihnen im Schreiben – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – eine bestimmte Bedeutung verleiht und für sich selbst die unbegreiflichen Umstände zu erklären sucht, mit denen er Tag für Tag konfrontiert wird. Diese Beobachtung könnte als Argument in der Diskussion um die Beschreibbarkeit oder Unbeschreibbarkeit der Shoah – den « Limits of Representation⁵⁷ » weitergedacht werden, die hier jedoch nicht aufgegriffen werden soll. Indem die Diaristen, hier Renata Laqueur, schreiben, ringen sie um Worte in der unmittelbaren zeitlichen und räumlichen Konfrontation mit dem vermeintlich Unbeschreibbaren, das, davon zeugen die Tagebücher, durch den Einsatz verschiedenster sprachlicher Mittel in gewisser Weise doch beschreibbar, wenngleich nicht abbildbar wird.

Auch ist der Gebrauch von Metaphern als Indikator für In- und Exklusionsmechanismen zu betrachten, die sprachlich vollzogen werden. Indem Renata Laqueur den Terminus « Orientexpress » verwendet, mit dem sich eine bestimmte Vorstellung verbindet, um den möglichen « Austausch » anderer Häftlinge zu benennen, diskreditiert sie diese und den « Austausch » in ihrem Schreiben. Hier zeigt sich, dass es eine von ihr wahrgenommene und ausgedrückte Distanz zwischen ihrer Person und den anderen Häftlingen gibt. Dies wird durch die Begriffe « Auserwählte » sowie « Palästinenser » unterstrichen, wobei es sich hier um jüdische Häftlinge handelte, die durch ihre Ausweispapiere für einen so genannten « Palästinatransport » qualifiziert waren. Parallel zu dieser Ungleichbehandlung betont Renata Laqueur jedoch die grundsätzlich angenommene Gleichheit aller (jüdischen) Häftlinge: sie alle sind Juden und sollten, so könnte man ihren Eintrag lesen, gleichwertig behandelt werden, was in der Realität des Lagers aber nicht geschieht. Doch durch die Benennung und die damit erfolgte teilweise Adaption des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs wird die differenzierte Behandlung gleichsam sprachlich nachvollzogen und das Bewusstsein von real existierender Ungleichheit im Häftlingsgefüge verbalisiert. Während die « Palästinenser » in der glücklichen Lage waren, das Lager möglicherweise bald verlassen zu können, war Renata Laqueur selber zum Bleiben gezwungen, wodurch sie in eine psychisch sehr belastende

⁵⁷ Vgl. Saul Friedlander (Hrsg.), *Probing the Limits of Representation. Nazism and the « Final Solution »*, Cambridge and London, Harvard University Press, 1992.

Situation geriet, mit der sie umgehen musste. Eine Möglichkeit dafür bot sich ihr in der Sprache. Indem sie die anderen Häftlinge – oder deren Situation – kritisierte oder der Lächerlichkeit preisgab, distanzierte sie sich von ihnen und schützte ihre eigene Identität damit gleichermaßen: eine Reise im « Orientexpress » war so unvorstellbar, das sie nicht wahr und damit realisierbar sein konnte. Die von ihr abschliessend aufgeworfene Frage, ob diese Pläne tatsächlich in Erfüllung gehen würden, negiert sie gemäß ihrer persönlichen Einschätzung damit schreibend bereits im sprachlichen Vorgriff.

Doch nicht nur die mit ihr Inhaftierten werden von Renata Laqueuer der Lächerlichkeit preisgegeben oder sprachlich diskreditiert. Noch offensiver vollzieht sich dies, wenn sie über die Deutschen Bewacher im Lager schreibt, die sie als « germanische Untermenschen » bezeichnet, was zweifelsohne auch im Tagebuch ein höchst gefährlicher Akt war. So gelingt es ihr im Schreiben, die hierarchischen Strukturen des Lagers umzudrehen und bis zu einem gewissen Grad sogar zu negieren, indem sie sich durch einen anderen Sprachgebrauch weigert, ihre Gültigkeit anzuerkennen. Darüber hinaus gibt sie nicht nur die deutschen Bewacher der Lächerlichkeit preis, sondern *en passant* auch deren Glauben an die NS-Ideologie, der zwar nicht seine Wirkmächtigkeit verliert, aber dezidiert als falsch stigmatisiert wird. Auf diese Art und Weise konnte sie sich schreibend selbst versichern, noch immer ein menschliches Wesen zu sein, für das menschliche Wertvorstellungen Geltung besitzen – allen Versuchen zum Trotz, ihr genau dies abzusprechen und sie physisch und psychisch zu vernichten. Durch das Schreiben generierte sie demnach für sich selbst Handlungsspielräume und Möglichkeiten, die in der Realität des Lagers nicht denkbar waren. Diesbezüglich muss das Schreiben eines Tagebuchs im Konzentrationslager unter zwei Aspekten betrachtet werden: Tagebuchschreiben konnte, wie bereits ausgeführt, als ein Weg dienen, sich der Realität des Lagers mental im Medium des Tagebuchs wenigstens temporär zu entziehen, und, was in dem gerade geschilderten Beispiel noch prägnanter zu sein scheint, als Möglichkeit dem System eine Art Widerstand oder Widerständigkeit entgegenzustellen. Auf der einen Seite als Widerstand gegen die Herrschaft der SS, auf der anderen Seite als ein Akt des Widerstands, in dem das schreibende Ich sich durch Reflexion, aber auch durch den Rückgriff auf eine kulturelle Praxis, selbst vergewissert und dadurch letztlich einen Beitrag leistet, am Leben zu bleiben.

Eine weitere sprachliche Markierung, der in diesem Textausschnitt eine prominente Rolle zukommt, ist die Syntax. Auch sie soll einer kurzen Betrachtung unterzogen werden. Wie monoton das Dasein im Konzentrationslager trotz – oder möglicherweise gerade wegen – der beständig vorhandenen Bedrohung von den Häftlingen empfunden werden konnte, findet seinen Ausdruck in den syntaktischen Strukturen des Textes. Wiederholter Einsatz von Satzbausteinen wie « Müde vom Lärm, von der Hitze, vom Durchfall, vom Hunger und vom Gefangensein. Müde von diesem ganzen Wahnsinn.» können zunächst als Deskription des Lagerlebens gelesen werden. Bei dieser Passage handelt es sich jedoch nicht nur um eine simple, der Beschreibung dienliche Aufzählung, sondern zugleich um eine sich in ihrer Wertigkeit steigernde Benennung der Erlebnisse, die darin gipfelt, dass das Lager als purer « Wahnsinn » empfunden wird, als « verkehrte Welt » in ihrer höchsten Intensität. Auch hier verbirgt sich zugleich eine despektierliche Äußerung gegenüber den Deutschen: das System als solches ist « wahnsinnig », demnach müssen auch seine Initiatoren « wahnsinnig » sein. Indem sie sich dieser Syntax bedient, verbunden mit den hier verwendeten Termini, kann Renata Laqueuer einmal mehr ihre Abschätzigkeit den Deutschen gegenüber zum Ausdruck bringen und sich selbst darin positiv bestätigen. Zudem legt sie Zeugnis vom Lager « alltag » ab, findet aber gleichzeitig einen Weg, für sich selbst mit der Situation umzugehen, sich selbst schreibend mit ihr auseinanderzusetzen und letztlich die eigene Persönlichkeit zu bewahren. Wie auch aus verschiedenen Memoiren und Autobiographien bekannt ist, wurde gerade die

Sinnlosigkeit des Lagers als höchst problematisch von den Häftlingen wahrgenommen. Das Führen eines Tagebuchs konnte diesbezüglich für die Schreiber ein Mittel sein, im Schreibprozess Sinn zu stiften und die Situation für sich zu erklären.

Ausblick

Versucht man nach dieser knappen Analyse der sprachlichen Markierungen ein Fazit zu formulieren, muss eingeräumt werden, dass anhand dieser Textstelle nur ein rudimentäres Bild gezeichnet werden konnte, viele weitere Interpretationsschritte sind denkbar. Doch sollte gezeigt werden, dass es durch die Analyse von sprachlichen Markierungen gelingen kann, Einblicke in die Schreibmotivationen der Diaristen zu gewinnen, die nur mit Hilfe des Inhalts der Texte nicht nachweisbar wären. Metaphorischer Sprachgebrauch stellte eine Möglichkeit dar, das kaum Fassbare in eine sprachliche Gestalt zu bringen und somit schreibend für sich selbst zu verarbeiten, aber auch für eine spätere Generation zu fixieren, worin der prominente Wunsch des Dokumentierens und Zeugnisablegens erkennbar ist. Der Gebrauch von Metaphern darf weiterhin als sprachliche Distinktionsstrategie begriffen werden, wie das Beispiel Renata Laqueurs zeigt. Es wird deutlich, dass diese Distinktionsbemühungen nicht nur der Lagerumwelt galten, sondern sich auch direkt auf Leidensgenossen bezogen und der schreibenden Selbsterhaltung der Diaristen dienten – Schreiben, um zu überleben. Somit kann die Analyse des Sprachgebrauchs erhellende Einblicke in die hierarchischen Strukturen des Lagers aus der Perspektive der Häftlinge ermöglichen. Der vorgestellte methodische Ansatz versteht sich deshalb als Plädoyer für eine stärkere Beachtung diaristischer Texte in ihrer sprachlichen Verfasstheit, da diese differenzierte Aussagen sowohl zum Gefüge des <Lageralltags> jenseits einer deskriptiven Ebene, als auch zur individuellen Auseinandersetzung mit der Erfahrung des Konzentrationslagers aus einer zeitlich und räumlich unmittelbar zu nennenden Perspektive zulassen.